Abend-Ausgabe.

Das Kleine Journal

Nr. 75. Telephon, Amt I Nr. 7654. Zeitung für alle Gesellschaftsklassen. Telephon, Amt I Nr. 7654. 16. Jahrgang.

Erscheint wochentäglich je zweimal, auch Montags früh. Preis für Berlin bei täglich zweimaliger Zustellung frei ins Haus monatlich 1 Mk. Einzelne Nummern 5 Pf. Inserate 40 Pf., Theaterseite 50 Pf. pro Zeile.

Berlin, Sonnabend, den 10. Februar 1894.

Expedition Jerusalemer Straße 53/54. Auswärtige Abonnements bei den Postanstalten zum Preise von 3 Mk. pro Quartal. Chefredacteur: Dr. Leipziger.

Politische Tages-Uebersicht.

Berlin, 10. Februar.

Zum russischen Handelsvertrag.

Heute Mittag ist der deutsch-russische Handelsvertrag im Reichskanzlerpalais von dem Reichskanzler Grafen v. Caprivi und dem Gesandten Freiherrn v. Thielmann einerseits und von dem russischen Botschafter Grafen Schuwalow und dem Wirklichen Staatsrath Timiriasew andererseits unterzeichnet worden. Heute Abend wird der „Reichs-Anzeiger“ das gesammte Vertragswerk nebst der zu demselben ausgearbeiteten Denkschrift veröffentlichen, und da der Bundesrath kaum mehr als eine Woche zur Durchberathung der Vorlage brauchen wird, kann der Tanz im Reichstage etwa am 20. Februar beginnen.

Inzwischen nimmt die Agitation zu Gunsten des Handelsvertrages ihren rüstigen Fortgang. Das Komitee von 200 Industriellen aus allen Theilen Deutschlands, welches sich eigens zu diesem Zwecke gebildet hat, versendet soeben eine Einladung zu einer Sonntag, dem 18. d. Mts., Mittags 12 Uhr, in den Räumen des Konzerthauses stattfindenden Versammlung. In dem Schreiben heißt es u. A.:

Nachdem durch den Abschluß der vom Reichstage bereits genehmigten Handelsverträge den Nachbarstaaten Rußlands alle diejenigen Zollermäßigungen zugestanden sind, welche die Landwirthschaft in ihrem Interesse bekämpfen zu müssen glaubt, würde die Ablehnung der mit Rußland getroffenen Vereinbarungen nur die Industrie in der empfindlichsten Weise schädigen, ohne der Landwirthschaft irgend einen nennenswerthen Vortheil zu bringen. Die Verweigerung der Genehmigung des Vertrages würde nicht blos ein politischer Fehler, sondern eine Verletzung der wichtigsten Lebensinteressen der Nation sein.

Auf der anderen Seite scheint man neuerdings es mit dem besseren Theile der Tapferkeit, der Vorsicht, versuchen zu wollen: die lärmenden Kundgebungen vor der Oeffentlichkeit, die der Bund der Landwirthe in unermüdlicher Ausdauer auf einander folgen ließ, so lange der russische Handelsvertrag noch in Aussicht stand, sie treten nunmehr zurück vor einer heimlichen Minierarbeit, deren Zweck darauf hinausläuft, die einzelnen Abgeordneten in ihrem Widerstande gegen den Vertrag zu bestärken. Daß die Herren vom Bunde der Landwirthe sich mit diesen Bemühungen an alle diejenigen wenden, welche ihnen vor der Reichstagswahl feierlichst zugeschworen haben, unter allen Umständen gegen den Vertrag stimmen zu wollen, kann ihnen im Grunde kein Mensch verübeln, aber die Herren sind nichts weniger als zimperlich und drohen auch denjenigen Abgeordneten mit dem Zorne des Bundes, welche sich ihre Entscheidung in dieser Frage ausdrücklich vorzubehalten die Klugheit hatten. Dies geht u. A. auch aus folgender, Danziger Blättern entnommenen Mittheilung über eine Aeußerung hervor, welche in einer in Plehnendorf abgehaltenen Versammlung des Bundes der Landwirthe ein Herr Prohl-Schnakenburg machte:

„In der Nehrung ist noch wenig für die Ziele des Bundes geschehen, ich eigne mich aber nicht zur Agitation und stehe der Leitung des Bundes kritisch gegenüber, namentlich tadele ich das Schreiben desselben an unseren Abgeordneten Meyer-Rottmannsdorf. Dieser hatte sich öffentlich vor der Wahl seine Stellungnahme zu dem russischen Handelsvertrage vorbehalten und nun wurden ihm von Berlin darüber Vorstellungen gemacht. Eine solche Bindung gefällt mir nicht, ich halte am Selbstbestimmungsrecht fest, der Bund aber hat einen Druck ausgeübt und daher stehe ich ihm kritisch gegenüber; die Leitung bekämpfe ich, die Ziele will ich.“

Ob Herr Meyer-Rottmannsdorf, welcher Rittergutsbesitzer bei Danzig ist und sich der freikonservativen Partei als Hospitant angeschlossen hat, dem von Berlin aus auf ihn geübten Drucke widerstehen wird? Wir wollen es zu seiner Ehre annehmen und hoffen, daß er dem Bunde der Landwirthe ebenso kräftig heimleuchten wird, wie es sein Fraktionsgenosse Dr. Schultz-Lupitz neulich gethan hat.

Das Befinden des Königs von Sachsen.

Das heute früh in Dresden ausgegebene Bulletin lautet: Se. Majestät haben den gestrigen Tag gut verbracht und nur wenig Schmerzen gehabt. Der Schlaf in der Nacht war ungestört; alle Erscheinungen lassen annehmen, daß keine frische Blutung stattgefunden hat. Dr. Fiedler. Dr. Jacobi.

Nationalliberaler Mannesmuth.

In der „freien wirthschaftlichen Vereinigung“, einem Konventikel, in welchem sich alle diejenigen Reichstags-Mitglieder zusammengefunden haben, welche den Schutz der nothleidenden Landwirthschaft als einen besonderen Programmpunkt betonen zu müssen glauben, ist bekanntlich ein dem Reichstage vorzulegender Antrag Kardorff zur Annahme gelangt, der den Bundesrath zur Ausarbeitung einer Gesetzesvorlage wegen Erhebung von Zuschlägen zu den Getreidezöllen gegenüber Ländern mit schwankender Valuta verpflichten will. Den nationalliberalen Mannen, die jener Vereinigung natürlich auch zum großen Theile angehören und die zwar die Landwirthschaft gern streicheln, darum aber die Industrie noch lange nicht schlagen möchten, ist ob dieses Antrages eine entsetzliche Furcht in die Glieder gefahren, denn seine offene Befürwortung würde einer entschiedenen Stellungnahme gegen den russischen Handelsvertrag gleichkommen. Dazu aber können sich nationalliberale Helden nicht so leicht aufschwingen und so sind sie nach vielem Ueberlegen auf den schlauen Ausweg verfallen, eine Abänderung des Kardorff'schen Wunschzettels dahin zu beantragen, daß dem Bundesrath nur die Ermächtigung, nicht die Verpflichtung ertheilt wird, einen Gesetzentwurf gedachten Inhalts ausarbeiten zu lassen. Echt nationalliberal! Ein Messer ohne Heft und Klinge — in der Fabrikation dieser nützlichen Instrumente genossen die braven Nationalliberalen von jeher den Ruf unbestrittener Meisterschaft.

Die Geschäftslast der Gerichte.

Dem Bundesrathe ist bekanntlich der Entwurf eines Gesetzes betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung vorgelegt, in welchem erhebliche Aenderungen in der sachlichen Zuständigkeit der Strafgerichte verschiedener Ordnung vorgeschlagen werden. Es ist nun, wie die „N. A. Z.“ mittheilt, eine Ministerialverfügung ergangen, durch statistische Erhebungen schon jetzt zu ermitteln, welchen Einfluß jene Aenderungen auf die Geschäftslast der Gerichte haben würden.

Schutz der Waarenbezeichnungen.

Die Reichstagskommission zur Berathung des Gesetzentwurfs zum Schutz der Waarenbezeichnungen trat heute zusammen. Die ersten vier Paragraphen wurden unverändert angenommen; im § 5, welcher besagt, daß, wenn ein zur Anmeldung gebrachtes Waarenzeichen mit einem anderen für dieselben oder für gleichartige Waaren früher angemeldeten übereinstimmt, der Inhaber dieses Zeichens durch das Patentamt hiervon zu benachrichtigen ist, wurde ein Zusatz eingefügt, wonach diese Benachrichtigung auch zu erfolgen hat, wenn das neu angemeldete Waarenzeichen eine solche Aehnlichkeit besitzt, daß die Gefahr der Verwechselung vorliegt.

Ein neues Gewehr?

Aus Paris kommt die etwas abenteuerliche Kunde, daß die französische Regierung in den Besitz eines neuen Gewehrmodells gelangt sei, welches alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet in den Schatten stellen soll. Daß der „Figaro“ die erste Mittheilung hierüber bringt, läßt die Sache gerade nicht zuverlässiger erscheinen, und die Beschreibung des neuen Mordinstruments, die augenscheinlich darauf berechnet ist, im Auslande Gruseln zu erwecken, wird natürlich mit der nöthigen Geheimnißthuerei verbrämt. Das Gewehr versendet angeblich zwei Kugeln von verschiedenem Gewicht für größere und kleinere Entfernungen; statt der 5—8 Schüsse der heute üblichen Repetirgewehre enthält das neue Gewehr 50—100 Schüsse, je nach der Größe des Geschosses. Sein beweglicher Lader besitzt einen Durchmesser von 3 Centimeter für das Geschoß, welches keiner Patrone bedarf. Der Lader für die auf weite Entfernungen berechneten Kugeln ist weiß, der andere schwarz. Hundert Kugeln wiegen nur 1 Kilogr. 200 Gr., während die des Lebelgewehres 2 Kilogr. 850 Gr. wiegen. Nach Abgabe der 50 bis 100 Schüsse ist der Gewehrlauf kaum warm. Das vernickelte zierliche Geschoß hat die Form eines 65 Millimeter langen, hohlen Bleistiftes, beherbergt das Pulver, hat sein Gewicht vorn, eine große Anfangsgeschwindigkeit und noch auf 1000 Meter eine alle Hindernisse besiegende Durchschlagskraft, so daß es mehrere hintereinander befindliche Ziele durchbohrt. Da das Geschoß stark rotirt, so sind die Wunden, die es schlägt, sehr gefährlich. — Das ist die wenig lichtvolle Schilderung des „Figaro“. Sollte dieses Mordwerkzeug, wenn es nicht überhaupt nur in der Phantasie des „Figaro“ existirt, bei den Franzosen eingeführt werden, so können diese, wie wir es ja in ähnlichen Fällen auch thun, getrost singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Der Ueberfall in Timbuktu.

Die Katastrophe, der das französische Korps des Obersten Bonnier zum Opfer gefallen ist, ist viel umfangreicher und nachhaltiger, als es zuerst den Anschein hatte. Nach unseren Mittheilungen bestand die französische Truppe aus der 5. Kompagnie der sudanesischen Scharfschützen, einem Peloton der 1. Kompagnie, dem gesammten Stab mit dem Obersten Bonnier und dem Major Hugueny. Diese Kolonne wurde im Lager von Dongoi bei Gandam von theilweise berittenen, theilweise nur mit Lanzen und Messern bewaffneten Tuaregs überfallen und niedergemacht. Eine Drahtmeldung des Gouverneurs im Sudan giebt eine von Hauptmann Philippe, Kommandanten des Postens in Timbuktu, an ihn gerichtete Depesche wieder, wonach Oberst Bonnier am 12. v. Mts. morgens mit einem Major, dem gesammten Stabe, der fünften Kompagnie und sonstigem Gefolge aufgebrochen ist. Die elfte Kolonne, die im Lager von Dongoi bei Gandam kampirte, wurde während des Schlafes von Tuaregs überrascht. Ein Theil war zu Pferde, ein anderer zu Fuß; mit Lanzen und Messern bewaffnet, drangen sie von mehreren Seiten in das Lager ein und stürzten die in Pyramiden aufgestellten Gewehre im Angesichte der Plänkler, welche die Waffen nicht mehr ergreifen konnten, um. Einem Hauptmann, sowie mehreren Leuten gelang es, zu entfliehen. Neun Offiziere, darunter Bonnier, zwei europäische Sergeanten und 68 eingeborene Soldaten werden vermißt. Die Tuaregs kamen alsbald in zahlreichen Haufen bis in die nächste Umgebung der Stadt, bildeten um diese einen Kreis, verschwanden aber bald, als die Truppen sich blicken ließen. Hauptmann Philippe theilt alsdann mit, er besitze 300 Gewehre, 6 Kanonen und erwarte demnächst eine Truppenverstärkung. Die Flotille hatte Befehl erhalten, ihre Abfahrt aufzuschieben, er besitze hinreichende Lebensmittel bis zur Ankunft der bereits angekündigten Verstärkung. Die Bevölkerung wünsche sehnlichst Ruhe und habe die Franzosen gut aufgenommen; selbst entfernte Dörfer hätten durch Abordnungen ihre Unterwerfung anbieten lassen. Der lokale Verkehr habe nicht zu leiden; der Gesundheitszustand sei gut.

Die Kunst der Liebe.

Von

Hermann Bahr.

Ludwig kommt ungestüm. Er gehört zu den tyrannischen Freunden, die uns erziehen, leiten wollen. Du sollst, Du mußt, Du darfst nicht — so geht es unablässig. Weil sie uns duzen, sollen wir gehorchen. Diese Kravatte kannst Du nicht tragen, jene Cigarre nicht rauchen, hier nicht verkehren, dort nicht fehlen, dieses nicht thun und jenes nicht lassen — sie ordnen und bestimmen alles.

Es giebt Leute, welchen sie nützen, linkische, verlegene Naturen. Wer in Träumen lebt, Geschäfte verkennt und nur auf die heimlichen Launen der Seele horcht, braucht solche Diktatur von Freunden. Er würde sonst alles vergessen und verfehlen, in Zwist und Hader mit allen Sorgen und Pflichten. So möchte ich Ludwig nicht entbehren. Ich brauche einen Despoten. Es ist sehr bequem.

Er sollte nur ein bischen weniger predigen. Diese ewigen Erklärungen sind schrecklich. Ich folge ja so. Er könnte sich diese unendlichen Argumente, Gründe, Beweise ersparen. Aber er hört sich gern. Und ich muß geduldig schweigen. Ich würde die Pauke sonst nur noch verlängern. So habe ich gelernt, mich nicht zu rühren, und lasse ihn deklamiren. Aber es ist lange ein tiefer Grimm in mir, mich einmal gründlich zu rächen.

Er kommt, grüßt erst gar nicht, sondern sagt gleich schmerzlich: „Siehst Du! . . . Da haben wir es wieder! Ich wußte es ja! Armer Kerl! Armer Kerl!“

Ich wundere mich nicht. Er hat immer diesen tragischen Ton. Wahrscheinlich wird man meinen Frack getadelt haben oder meine Frisur oder sonst etwas, das ihm nicht paßt. Ich kenne das. So bleibe ich gelassen auf dem Sopha und lese weiter.

„Ich habe es ja immer gesagt. Ich habe Dich immer gewarnt. Aber so bist Du. Und natürlich: wer nicht hören will, muß fühlen. Da hast Du es jetzt.“

Das ist die übliche Einleitung. Sie darf nicht fehlen. Er muß mir immer wieder erst beweisen, wie thöricht ich bin, was ich an ihm habe, wie ich lange ohne ihn verloren wäre. Ich lasse ihm das Vergnügen.

Er zögert eine Weile. Er scheint zu zweifeln, wie er denn beginnen soll. Er ändert den Ton, wird leise, fast zärtlich. „Schau', sei tapfer. Es geht ja Anderen nicht besser. Es ist Jedem schon passirt. Du darfst Dich nicht kränken. Die Weiber verdienen es gar nicht.“

Ich werfe die Zeitung weg und springe auf. „Ah — das? Ist es das wieder? Kommst Du mir wieder mit solchen Sachen? Du weißt, das habe ich mir ein für alle Male verbeten. Ich lasse mir genug von Dir gefallen — alles Mögliche. Aber das — nein! Da verstehe ich keinen Spaß. Sei so gut und lass' sie aus dem Spiele. Sonst sind wir geschiedene Leute. Wie oft soll ich Dir das sagen?“

„Aber liebes Kind! Jetzt handelt es sich gar nicht mehr —“

„Ich kann es mir schon denken. Du willst sie nur wieder verläumden. Ich kenne Dich.“

„So lass' mich doch nur erst erzählen!“

„Ich will nicht. Ich will nichts wissen. Ich will nicht. Ich habe Dir das oft genug gesagt. Was fängst Du immer wieder an? Du magst sie nicht — gut! Das ist Deine Sache. Die Gründe kann ich mir ja denken —“

„Na erlaube — das ist doch einfach —“

„Ich kann mir sie denken. Aber sie kümmern mich nicht. Halte Du das, wie es Dir beliebt. Aber mische Dich nicht in meine Sachen. Alles hat seine Grenzen. Ich kleide mich nach Deinem Geschmacke, ich esse, trinke, rauche nach Deinem Geschmacke, ich lebe ja überhaupt nur noch nach Deinem Geschmacke. Aber das ist gerade genug und Du wirst mir schon gestatten, wenigstens nach meinem Geschmacke zu lieben. Ich werde die Frau lieben, die mir gefällt, auch wenn sie das Pech hat, Dir nicht zu gefallen. Sonst — bedauere sehr, aber ich kann es nicht ändern. Ist das klar? Ist das deutlich? Du könntest es dir jetzt endlich merken. Es wäre Zeit.“ Und ich lege mich wieder, nehme die Zeitung wieder und will wieder lesen. Es thut mir wohl. Ich habe es lange gewünscht.

Er schweigt, geht auf und ab. Dann nimmt er eine strenge, würdige Miene an und will feierlich erklären: „Meine Pflicht als Freund —“

„Ich bitte Dich, hör' mir nur damit auf! Das kann ich gar nicht vertragen. Das hab' ich schon gar gern. Wenn man Freunde braucht, will keiner helfen. Aber einem das bischen Glück zu verderben, da natürlich, da sind alle gleich mit den Pflichten der Freundschaft da. Ich danke.“

„Aber fühlst Du denn nicht, wie Du lächerlich wirst?“

„Ihr könnt ja lachen. Nur nicht geniren.“

„Sie betrügt Dich —“

„Das ist nicht wahr.“

„Ich habe die Beweise.“

„Nein.“

„Hier!“ Und er hält mir einen Pack von Briefen vor. Ich kenne diese schmalen, rosigen Billets. Ich kenne diese krause, launische, hüpfende Schrift. Ich kenne diesen schwülen und verliebten Duft der Orchidee. Da ich es nicht nehme, legt er es auf den Tisch. „Lies — und dann sage, ob ich Dein Freund bin. Es wird Dir eine böse Stunde bringen — aber Muth! Die Kur ist gut.“

Er schweigt und wartet. Ich liege und sehe auf diese rosigen Billets, die ich kenne, mit der Schrift, die ich kenne, mit dem Duft, den ich kenne. Zorn faßt mich. Ich werfe das Polster nach dem Fenster, daß die Scherben klirren. Und dann alles, was gerade auf dem Tische ist, die Tinte, die große Scheere, die Vase mit der Lilie — alles fliegt durchs Zimmer.

„Das ist gesund, das ist sehr gesund!“ sagt Ludwig.

Dann nehme ich den Pack von Briefen, mit diesen rosigen Billets, dieser Schrift, diesem Dufte, die ich kenne, und werfe ihn in den Ofen. Es flammt. Und gleich ist es Asche.

„Du bist ja verrückt“, sagt Ludwig.

„Wenn Du vielleicht sonst noch etwas hast, Briefe und Beweise, gieb nur her! Der Ofen ist groß.“

„Aber Kind, wie kann man nur —“

„Das will ich Dir sagen. Aber es ist das letzte Mal — merke Dir es wohl! Noch ein Wort über sie — und es ist aus: wir kennen uns nicht mehr.“

„Ich verstehe Dich wirklich nicht —“

„Weil Du die Liebe nicht verstehst! Weil Du nicht ahnst, was Liebe ist! Weil Du offenbar Liebe gar nicht kennst! Sonst würdest Du Dich schämen. Man nimmt einem Glücklichen nicht sein Glück.“

„Ah, immer besser! Du gefällst mir! Jetzt heißt es noch — jetzt habe ich noch —“

„Gewiß hast Du! Oder Du wolltest doch! Wenn ich nicht gescheidter wäre —! Du warst im Zuge, mir das ganze Bischen Freude am Leben zu verderben. Gott sei Dank verfängt das aber bei mir nicht! Ich habe Erfahrung. Ich kenne das Leben. Ich kenne die Liebe — die Kunst der Liebe, die das Glück verbürgt. Du kannst kommen und mir sagen: Da drüben, vor Deiner Nase, betrügt Dich Deine Geliebte, eben jetzt, im zweiten Stock, links, Thür zehn, da ist der Schlüssel, überzeuge Dich — weißt Du, was ich dann thue? Dann werde ich mir einen Wagen nehmen, an die Donau fahren und den Schlüssel in das Wasser werfen. Und merke Dir: Wer anders handelt, liebt nicht oder verdient nicht zu lieben. Daß die Leute das nicht verstehen wollen! Siehst Du denn nicht, daß es kein anderes Mittel giebt, zu lieben und geliebt zu werden? Daß man das verkennen kann! Was ist denn die Liebe? Die Liebe ist Illusion, edler Wahn und schöne Lüge. Das ist ihr Wesen. Das ist ihr Werth. Das Verdienst der Geliebten ist nicht in ihren Gaben, sondern in der Kraft, mich über ihre Gaben zu betrügen. Ich weiß, mit dem Verstande weiß ich freilich ganz genau, daß sie auch nur ein menschliches, irdisches Geschöpf ist, wie alle. Aber es gelingt ihr, mir ein göttliches, himmlisches zu scheinen, wie keine. Dieser Schein ist das Glück; er adelt und verklärt das Leben, bannt Gemeines,

Anarchistisches.

Die radikale Pariser Presse fährt fort, Vaillant in überspannten Artikeln als Helden und Märtyrer zu feiern; einige Blätter dieser Richtung gehen so weit, dem Präsidenten Carnot vorzuwerfen, er habe durch die Unterzeichnung des Todesurtheils die Legendenbildung um die Gestalt Vaillant's ermöglicht und dadurch den Weg geschaffen für andere Wahnwitzige, denen das Beispiel Vaillant's vorbildlich ist.

Aus der französischen Marine-Kommission.

In der Marine-Kommission erklärte Admiral Rieunier, seine Rolle wäre die eines von seiner Pflicht durchdrungenen Chefs gewesen. In der Aussage des Marine-Kommissars Escande wird betont, daß der untersuchende Kommissar in Toulon festgestellt hat, daß im Arsenal niemals Diebstähle vorgekommen sind; unter diesen Umständen würden die gerichtlichen Verfolgungen unmöglich und die Anschuldigungen gegen die Verwaltung fielen von selbst. Escande fügte hinzu, die Angelegenheit habe bedauernswerthe Ausdehnung gewonnen, weil er nicht befragt worden sei; wäre das geschehen, so hätte er den Thatbestand richtig gestellt.

Aus Melilla.

Aus Melilla wird gemeldet, daß ein Gesandter des Sultans an die Rifkabylen die Vertheilung der Kontribution für die Spanien zu gewährende Entschädigung festsetzte. Da die Summe, welche den einzelnen Einwohner trifft, eine bedeutende ist, wird ein Zusammenstoß zwischen den Marokkanern und den Kabylen befürchtet.

Quer durch Berlin.

Vom Hofe.

Bei dem gestrigen Festdiner des ersten Garde-Regiments z. F. im Regimentshause desselben zu Potsdam, welchem der Kaiser bekanntlich anwohnte, dankte der Regiments-Kommandeur, Oberst v. Kessel, dem allerhöchsten Kriegsherrn für die vielfachen Gnadenbeweise, welche dem Regimente anläßlich der Jubelfeier zu Theil geworden. Der Kaiser sprach darauf in längerer Rede dem Regiment erneut seine Anerkennung für dessen hervorragende Leistungen im Kriege und im Frieden aus. Später erhob sich der Kaiser nochmals und übergab dem Regiment als bleibendes Andenken an den 9. Februar einen prachtvollen goldenen Pokal mit der Bestimmung, daß mittels desselben jeweils das Hoch auf den allerhöchsten Kriegsherrn durch den Regiments-Kommandeur auszubringen sei. Im Verlaufe des Abends wurde im Regimentshause durch Offiziere des ersten Garde-Regiments das Lustspiel „Militärfromm" zur Aufführung gebracht. Mit dem fahrplanmäßigen Zuge um 11 Uhr 16 Min. Abends kehrte der Kaiser mit den übrigen Gästen nach Berlin zurück.

Heute früh unternahm das Kaiserpaar eine gemeinsame Ausfahrt und den gewohnten Spaziergang im Thiergarten. Nach der Rückkehr ins königliche Schloß empfing der Kaiser den Chef des Generalstabes, General-Adjutanten, General der Kavallerie Grafen v. Schlieffen zum Vortrage, arbeitete sodann längere Zeit mit dem Chef des Militär-Kabinets, Generaladjutanten, General der Infanterie v. Hahnke und hörte darauf auch den Vortrag des Chefs des Geheimen Zivil-Kabinets, Wirklichen Geheimen Raths Dr. v. Lucanus. Um 1 Uhr wurde der bisherige niederländische Gesandte, Dr. Jonkheer van der Hoeven, von dem Kaiser in Abschiedsaudienz empfangen.

Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen werden sich heute Abend um 10 Uhr 7 Min. vom Zentral-Bahnhof Friedrichstraße zu kurzem Besuche bei den prinzlich Adolf zu Schaumburg-Lippe'schen Herrschaften nach Bonn begeben.

Die neuen Grenadiermützen.

Wie schon gestern erwähnt, hat der Kaiser an seinem Jubiläumstage jeder Flügelkompagnie der 4 Bataillone das 1. Garde-Regiments z. F. neue Grenadiermützen verliehen, welche denjenigen nachgebildet sind, wie sie unter Friedrich dem Großen getragen wurden.

Die ersten Grenadiermützen hatte das von Friedrich Wilhelm I. als Kronprinz in Wusterhausen und Mittenwalde gehaltene „Grenadier-Bataillon" im Jahre 1701 erhalten und trug dieselben in dieser Form in der ganzen Armee allein. Sie waren ganz von rothem Tuch, mit goldenen Tressen besetzt, sehr hoch und vorn mit dem in Silber gestickten Stern des Schwarzen Adlerordens, darüber aber mit einer goldenen Krone geziert. Als König Friedrich II. zur Regierung gekommen war und noch im selben Jahre seines Regierungsantritts die Füsilier-Regimenter Nr. 35—40 errichtet hatte, gab er diesen als Kopfbedeckung statt der Hüte sogenannte „Füsiliermützen". Man sagt, der König habe diese neue Kopfbekleidung für seine neuen Regimenter deshalb gewählt, weil sie aus kleineren Leuten als die älteren Musketier-Regimenter bestanden. Da aber die Füsiliermützen viel Aehnlichkeit mit den Grenadiermützen hatten, von denen man sie von weitem überhaupt nicht unterscheiden konnte, so konnte der Feind dadurch irre geführt werden und vermuthen, alle Grenadiere vor sich zu haben.

Die Mützen waren höchst verschieden in Anordnung der Farben, auch die Prägung der Schilder bei den Grenadier- und Füsiliermützen bei jedem Regiment nach einem anderen Muster angefertigt. Sie unterschieden sich von einander hauptsächlich durch einen Puschel auf der Spitze, welcher bei jedem Regiment verschieden war und dem Hutpuschel der Musketiere entsprach. Der hintere Tuchtheil der Grenadiermützen ging bis an die Spitze des Schildes, wie heute noch die Grenadiermützen des 1. und 2. Bataillons des 1. Garde-Regiments z. F. zeigen, während derselbe Theil bei der Füsiliermütze etwas unter der Spitze flach abgestumpft war, wie beim Füsilierbataillon des 1. Garde-Regiments, und auf der Abstumpfung eine metallene Glocke mit einer aufrecht stehenden Flamme angebracht war.

Von diesen Grenadiermützen bewahrt das Zeughaus einige Exemplare auf, nach denen diejenigen gefertigt sind, welche der Kaiser den genannten 4 Kompagnien verliehen hat.

Fürst Bismarck.

Warum Fürst Bismarck nicht in einem offenen Wagen seinen Einzug in Berlin gehalten hat, darüber gebe die „Hamburger Nachrichten" folgende, offenbar etwas „gefärbte" Mittheilung:

„Im Publikum ist vielfach bedauert worden, daß Fürst Bismarck bei seinem neulichen Besuche in Berlin die Fahrt vom Bahnhofe zum Schlosse nicht im offenen Wagen zurückgelegt habe. Dabei wird angeführt, daß dem Fürsten die Wahl zwischen einem offenen und einem geschlossenen Wagen zugestanden habe. Letzteres ist ein Irrthum. Der Fürst konnte nur in den Wagen einsteigen, welchen ihm Se. Maj. der Kaiser geschickt hatte und in welchen infolge dessen auch Prinz Heinrich einstieg. Der Fürst hatte von dem Vorhandensein eines offenen Wagens überhaupt keine Kenntniß. Hätte er die Wahl gehabt, so würde er eine Höflichkeit gegen das Publikum darin gesehen haben, im offenen Wagen zu fahren."

Es haben gewiß sehr viele Leute bedauert, den Fürsten beim Einzuge nicht sehen zu können. Wenn es hier aber so dargestellt werden soll, als hätte man den Fürsten von der Anwesenheit des offenen Wagens absichtlich nicht in Kenntniß gesetzt, so wird man die Absicht des hamburgischen Blattes merken und — sie nach Gebühr zu würdigen wissen.

Das nämliche Organ wiederholt dann noch einmal eine frühere Auslassung über das bekannte, dem Fürsten zugeschriebene Wort: „Le roi me reverra", indem es folgendes schreibt:

„Ferner geben uns die vielen Berichte, die über die Vorgänge vom 26. vorigen Monats erstattet worden sind, von Neuem Anlaß, der dabei wiederholten Legende zu widersprechen, als habe der Fürst bei seinem Abschiede von Berlin im Jahre 1890 zu irgend Jemandem das Wort gesprochen: „Le roi me reverra!" Wir fordern Jeden, der diese Unwahrheit behauptet, auf, näher anzugeben, wo, wann und gegen wen diese Aeußerung gefallen sein sollte. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß dem Fürsten der Gedanke eines Wiedersehens in dem Sinne, wie diese Erfindung gemeint ist, sehr fern lag und daß er ihn, wenn er ihn gehabt hätte, nicht geäußert haben würde, und wenn er ihn geäußert hätte, nicht in der Form, in welche die damit verbundene Tendenz gelegt ist, da diese Form für ihn den Gedanken nicht wiedergegeben hätte. Er hat außerdem in der in Betracht kommenden Zeit Unterhaltungen in französischer Sprache mit Niemandem gehabt. Wir wiederholen also die Erklärung, daß jene Behauptung erfunden und erlogen ist."

Daß der Fürst das Wort in einer Unterhaltung gesprochen habe, die in französischer Sprache geführt worden sei, hat doch bisher noch Niemand behauptet. Es ist auch weniger von Bedeutung, ob Fürst Bismarck damals thatsächlich gesagt hat: „Le roi me reverra", das Charakteristische ist, daß man ihm dieses Wort allgemein zugeschrieben hat.

Sollte es übrigens für die „Hamburger Nachrichten" nicht empfehlenswerth sein, ihre Polemik allmählig der veränderten Situation einigermaßen anzupassen?

Frau Niemann-Seebach.

Ueber den Unfall der königlichen Hofschauspielerin Frau Niemann-Seebach, den wir heute Morgen meldeten, liegen nunmehr Einzelheiten vor.

Die Künstlerin, welche Blumeshof 16 wohnt, wollte sich gestern Nachmittag gegen 4 Uhr von ihrer Wohnung nach der Nürnbergerstraße begeben, um dort eine Wohnung zu miethen. Sie hatte dazu einen Pferdebahnwagen der Linie Moritzplatz-Zoologischer Garten benutzt, der vorschriftsmäßig an der Ecke der Kurfürsten- und der Nürnberger Straße halten muß. Frau Niemann-Seebach wartete jedoch nicht ab, bis der Wagen völlig hielt, sondern verließ denselben, als er sich noch, allerdings in sehr langsamer Bewegung befand. Die Künstlerin glitt dabei auf dem durch den Regen schlüpfrig gewordenen Pflaster aus, stürzte zu Boden und wurde in demselben Augenblick von einem gerade vorüberfahrenden Kohlenwagen überfahren. Das rechte Vorderrad ging der Dame über beide Oberschenkel hinweg.

Ein höherer Offizier nahm sich der Bewußtlosen an und überführte sie in einer Droschke nach der Professor v. Bergmann'schen Privatklinik in der Kesselstraße 36, wo ein komplizirter Bruch beider Oberschenkel festgestellt wurde.

Obwohl die Verwundungen sehr schwere sind, hegen die Aerzte, wie wir heute Mittag erfahren haben, keine Besorgniß für das Leben der bedauernswerthen Dame.

Der Abbruch der Kurfürstenbrücke.

Nachdem der Kaiser, wie bekannt, genehmigt hat, daß die zur Aufrechterhaltung des Verkehrs zwischen der Schloßinsel und der Königstraße während des bevorstehenden Neubaues der Langen (Kurfürsten-) Brücke erforderliche Interimsbrücke aufgeführt und die vorübergehende Beseitigung des Denkmals des Großen Kurfürsten bewirkt, demnächst aber mit dem Abbruche der Langen Brücke vorgegangen wird, ist nach einer Mittheilung des Ministers der öffentlichen Arbeiten an den Magistrat der Polizei-Präsident ersucht worden, die landespolizeiliche Genehmigung für den Bau der Interimsbrücke zu ertheilen. Gleichzeitig ist der Magistrat ersucht worden, die Beseitigung bezw. Wiederaufstellung des Denkmals oberhalb der alten Brücke in die Wege zu leiten.

Das auf Veranlassung des Ministers angefertigte Modell des Neubaues der Langen Brücke, das im Allgemeinen und vorbehaltlich der genaueren Durchbildung der einzelnen Theile in architektonischer und technischer Hinsicht die Zustimmung ebenfalls erhalten und das der Ausführung des Neubaues zu Grunde gelegt werden soll, ist dem Magistrate vom Minister zur Verfügung gestellt worden.

Umbau des Bahnhofs Halensee.

Zum Zwecke des Umbaues des Bahnhofs Halensee ist behufs Herstellung baulicher Nebenanlagen die Erwerbung einiger angrenzender Grundflächen erforderlich. Da aber eine Einigung zwischen der Eisenbahnverwaltung und den betreffenden Eigenthümern nicht erzielt werden konnte, ist das Enteignungsverfahren eingeleitet worden.

Neue Pferdebahn durch den Thiergarten.

Schon im Jahre 1891 war es die Absicht der Direktion der Berliner Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft in Charlottenburg, eine neue Pferdebahnlinie Paulstraße (Moabit)-Lutherbrücke-Bellevue-Allee-Zimmerstraße 2c. herzustellen. Dieselbe scheiterte jedoch seinerzeit daran, daß sich die königl. Thiergarten-Verwaltung dem Projekte gegenüber ablehnend verhielt. Da aber jene Bahnverbindung für größere Gebiete des Weichbildes von außerordentlicher Wichtigkeit ist, hat der Magistrat neuerdings bei der betreffenden Pferdebahn-Direktion die Angelegenheit wieder in Anregung gebracht und angefragt, ob und welche Schritte zur Verwirklichung jener wichtigen Bahnanlage inzwischen geschehen seien und zu welchem Resultate dieselben geführt hätten.

Wie wir erfahren, sollen die vo[illegible]er Pferdebahnverwaltung mit der kgl. Thiergartenverwaltung gepflogenen Verhandlungen auch bis jetzt noch nicht zu einem günstigen Resultat geführt haben. Trotzdem hat die Direktion dem Magistrat das Projekt mit der Bitte wieder vorgelegt, demselben auf Grund des Kleinbahngesetzes vorbehaltlich der demnächstigen speziellen Genehmigung des Projektes die prinzipielle Zustimmung zu ertheilen. Die Gesellschaft hofft, im Besitze derselben diese Angelegenheit dann schneller zu einem günstigen Resultate führen zu können.

Die Trace der neuen Bahn, die mit den Geleisen in der Straße „Alt-Moabit" verbunden werden soll, nimmt ihren Lauf durch die Paulstraße über die Lutherbrücke, durch die Bellevue-Allee unter Ueberschreitung der Charlottenburger Chaussee, über den Kemperplatz, durch die Bellevuestraße bis zum Potsdamer Platz, von hier ab unter Benutzung der Geleise der Großen Berliner Pferdebahngesellschaft durch die Königgrätzerstraße bis zur Prinz Albrechtstraße, durch diese selbst, weiter durch die Zimmerstraße und endigt in derselben in der Nähe der Lindenstraße.

Johannistrieb.

Ein interessantes Aufgebot hängt hiesigen Blättern zufolge seit gestern im Rathhause und der Aufgebotsstelle des Standesamtes XIIa Alt-Moabit 120 aus. Darnach beabsichtigt der in Berliner Kreisen und weit darüber hinaus wohlbekannte Herr Berthold Schäffer, Alsenstraße 5 hier, früherer Inhaber der Firma Schäffer u. Walcker, sich demnächst wieder zu verheirathen. Er steht bereits im 76. Lebensjahre, während seine verlobte Braut, Fräulein Elise Scharnhorst, 50 Jahre zählt.

Audiatur et altera pars.

Vor einigen Tagen haben wir den Inhalt eines Vortrages des Herrn Oberbergraths Freund über das Schneidemühler Brunnenunglück wiedergegeben. Herr Freund behauptete, daß Herr Brunneningenieur Beyer aus Berlin unrichtige Vorkehrungen getroffen und daß er — Herr Freund — die Gefahr beschworen habe. Gestern hat nun auch Herr Beyer sich über dieselbe Angelegenheit im „Technischen Verein des Kreises Teltow" ausgesprochen, das Verfahren des Herrn Freund einer abfälligen Kritik unterzogen und den gegenwärtigen Zustand des „Unglücksbrunnens" wie folgt geschildert: Thatsächlich stehe, wie er (Beyer) erst kürzlich durch Bohrungen festgestellt, das Wasser in dem Sandhügel noch 1¼ M. über der Straßenhöhe. Freund habe somit den tückischen Feind nicht beseitigt, sondern ihm im Gegentheil tausend neue geheime Wege geschaffen, von wo aus er seine Verheerungen nach wie vor anrichten könne.

Wir haben keine Veranlassung, für die eine oder die andere Seite Partei zu ergreifen. Die hier angeführten Behauptungen des Herrn Beyer aber sind so ernster Natur und schließen — falls sie sich bestätigen sollten — eine so große Gefahr für die Stadt Schneidemühl ein, daß eine nochmalige Untersuchung durch Bohrungen dringend anzurathen ist.

„Geburtstagsfeier."

Am Donnerstag ist die in der Pücklerstraße 59 wohnende Familie des Tischlers Candler durch eine Frau, die sich Mäntelnäherin Helene Kroll nannte, nachher aber als gefährliche Schlafstellendiebin entpuppte, ganz empfindlich geschädigt worden.

Die etwa 27 Jahre alte Person hatte bei Frau Candler eine Schlafstelle gemiethet und war am 6. d. M. zugezogen. Sie theilte mit den Verkäuferinnen Hedwig Gesse und Süßmann dasselbe Zimmer. Die Kroll, die aus Breslau nach Berlin übergesiedelt sein wollte, hatte angeblich in einem großen Mäntelgeschäft Stellung gefunden. Als Gepäck führte sie einen Sack aus schwarzem dehnbarem Stoff mit sich, der Mäntel und Kleider enthielt, die der Kroll nicht paßten und vermuthlich anderswo gestohlen sind.

Am Donnerstag theilte nun die Kroll ihrer Wirthin mit, daß ihr Geburtstag sei. Sie werde an diesem Tage aus dem Geschäft fortbleiben, um nicht die dort arbeitenden 32 Mädchen bewirthen zu müssen, dafür aber wolle sie ihre Wirthin und das gegenwärtig außer Stellung befindliche Fräulein Gesse zum Kaffee einladen. Nach einem vergnügten Plauderstündchen drängte die Kroll auf ihre polizeiliche Anmeldung und schenkte, nachdem Frau Candler nach dem Polizei-Revier gegangen, um die Anmeldung zu besorgen, ihrer Stubengenossin Gesse ein hübsches Jacket, das sie in der Wollinerstraße 39 für sich abändern lassen möge. Als sie die Hedwig Gesse auf diese Weise gleichfalls entfernt hatte, füllte sie ihren Sack mit Goldsachen (darunter eine Damenuhr), Kleidern, Tüchern, Wäsche und sonstigen Gegenständen an und verschwand, bevor Frau Candler heimkehrte. Später stellte sich heraus, daß die Gesse ebenfalls irregeführt worden war.

Die Diebin wird als eine hagere Blondine bezeichnet.

Zechpreller.

Ein Schwindler prellte längere Zeit gewerbs- und gewohnheitsmäßig Schankwirthe und Destillateure in der Weise, daß er ein Glas Bier oder Branntwein bestellte und nach einiger Zeit ärgerlich fragte, ob man ihm denn nicht bald auf die gezahlten 50 Pfennig herausgeben werde. Wenn ihm bedeutet wurde, daß er ja überhaupt noch nicht gezahlt habe, so erklärte der Gast jedesmal mit der größten Bestimmtheit, er wüßte genau, daß er 50 Pfennig auf den Tisch gelegt habe. Durch seine Frechheit schüchterte er schließlich die Leute so ein, daß sie ihm das Verlangte herausgaben. Endlich ist er doch von seinem Schicksal ereilt und verhaftet worden. Der Festgenommene, ein Bildhauer Hugo B., giebt zu, daß ihm der Coup wohl in 25 Fällen gelungen sei.

Ein unaufgeklärter Todesfall.

Die in der Louisenstraße 10 wohnhafte, 49 Jahre alte städtische Lehrerin Fräulein Ottilie Sandan wurde gestern Nachmittag 5¾ Uhr in ihrer Wohnung todt aufgefunden. Da die Todesursache nicht zu ermitteln gewesen ist, hat die staatsanwaltliche Beschlagnahme der Leiche [illegible] müssen.

Kindesaussetzung.

Aus Wilmersdorf wird eine Kindesaussetzung gemeldet. Dem Arbeiter Schimschack ist während der Abwesenheit aller Familienmitglieder ein etwa 7 Monate altes Mädchen in seine Wohnung in der Brandenburgischen Straße gelegt worden. Die Mutter der Kleinen soll eine Arbeiterin sein, deren Aufenthalt jedoch bisher nicht zu ermitteln war.

Das „versuchte Attentat".

Zu dem gestern gemeldeten Ueberfall in der Frankfurterstraße wird mitgetheilt, daß es sich um einen durch Klatschereien der Dienstboten jenes Hauses veranlaßten Racheakt zu handeln scheint. Das Mädchen, das hinzugekommen war, als der Mann mit dem schwarzen Bart das andere Mädchen zu Boden geworfen hatte, behauptete anfangs, ein Messer in der Hand des Thäters gesehen zu haben, womit das Opfer bearbeitet werden sollte. Diese Zeugin war gestern indeß so aufgeregt, daß sie eine klare Schilderung nicht geben konnte, heute sagt sie nun aus, daß es möglicherweise kein Messer, sondern vielleicht — ein Taschentuch gewesen sein könne.

Ueberfall.

Aus Kalkberge-Rüdersdorf wird von einem Ueberfall berichtet. Der dort wohnende Dr. Karl Roth wurde neulich am Abend auf einem Ritt zwischen Hennickendorf und dem Alvenslebenbruch von Strolchen überfallen. Der eine griff dem Pferd in die Zügel, der andere faßte den Steigbügel und suchte von dort aus dem Reiter beizukommen. Es gelang Herrn Dr. Roth aber mit aller Gewalt, den Fuß frei zu machen, und nun versetzte er dem Angreifer einen kräftigen Stoß mit den Sporen, daß dieser rücklings niedertaumelte. Der andere Geselle wurde dann einfach über den Haufen geritten. Die Polizei ist jetzt dabei, den Räubern auf die Spur zu kommen.

Ertappte Vogelfänger.

In der Rosenthaler Feldmark haben seit längerer Zeit Vogelfänger ihr Unwesen getrieben, ohne daß es bisher gelang, einen derselben festzunehmen. Dieser Tage hat jedoch ein Beamter aus Reinickendorf vier Männer beim Leimruthenlegen ertappt und zur Haft gebracht.

Pferdediebe.

Im Norden Berlins treiben die Pferdediebe noch immer ihr Unwesen. Erst dieser Tage ist wieder der Pferdestall des Milchpächters Braklow in Schönerlinde erbrochen worden. Da sich das Pferd scheinbar störrisch gezeigt hat, haben die Diebe sich damit begnügt, eine Ziege mitzunehmen, dem Pferde aber haben sie eine so schwere Stichwunde an der Brust beigebracht, daß das Thier schon Tags darauf an den Folgen der Wunde verendet ist.

Deutsche Reichsfechtschule.

Zu dem in unserer Nummer vom Freitag Morgen unter der Ueberschrift „Ein sonderbarer Vorfall" mitgetheilten Vorkommnisse erhalten wir mit der Bitte um Veröffentlichung eine von dem Verbands-Vorstande der „Deutschen

---

läßt in Güte schwelgen. Sein Verlust ist der Tod; dann wird die Welt wieder dunkel, jeder Glanz verlischt. So gibt es nur eine Pflicht in der Liebe: daß die Geliebten anders scheinen, wie sie sind. Und es gibt nur eine Gefahr in der Liebe: daß die Geliebten sich erkennen, wie sie sind. Und es gibt also nur eine Kunst in der Liebe: gut betrügen und betrogen werden. Man muß die Illusion zu halten, wissentlich zu pflegen, mit List zu fördern lernen. Aber weil die großen Götter neidisch sind, hetzen sie unseren thörichten Verstand, bis es ihm wieder gelingt, die schöne Lüge zu lösen. Dann ist die Gnade verthan. Dann weinen wir und klagen das Schicksal an, statt uns selber, unseren vermessenen Frevel. Wie kann man sich so versündigen? Weil wir die Wahrheit wollen, heißt es. Aber dann müssen wir eben auf die Liebe verzichten, auf das Glück."

Er nimmt den Hut und schüttelt sich. Er ist kleinlaut. „Mein Gott", sagt er, „dann ist Dir freilich nicht zu helfen. Wer die Lüge über die Wahrheit stellt —"

„Aber meinst Du denn, daß ich überhaupt wählen kann? Meinst Du denn, daß ich auf die Wahrheit hören würde? Meinst Du denn, ich würde Beweisen glauben? Einen Tag vielleicht, aber hoffentlich nur eine Stunde, eine entsetzliche Stunde, bis ich wieder den weichen Zauber ihrer Stimme höre, wieder in das helle Märchen ihrer Augen schauen darf. Kennst Du nicht die Geschichte von dem Fräulein von Sommery? Das gute Kind betrog seinen Schatz und wurde von dem Tölpel auf frischer That erwischt, in flagranti. Sie leugnete tapfer. Er tobte, weil es doch evident war. Da rief sie entrüstet: Elender, ich sehe, daß Du mich nicht mehr liebst, weil Du Deinen Augen mehr als meinen Worten glaubst! Und ich wette: wenn er sie ein klein wenig nur liebte, hat er den nächsten Tag geglaubt und sie um Verzeihung gebeten. Wer dieses Talent nicht hat, lasse die Liebe. Er ist für ihre Kunst verloren. Das merke Dir, Pedant! Und Du kannst ja erzählen, daß ich verrückt bin."